

Predigt „Getröstet in der Frage“

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da war und der da ist und der da kommt.
Amen.

Es war ein Mann im Lande Uz, der hieß Hiob (Hi 1,1). Fromm war er, rechtschaffen, gottesfürchtig. Und dennoch: Er verlor alles – seine Kinder, seinen Besitz, schließlich seine Gesundheit. Sein Leben, das so geordnet und wohlbehütet begann, zerbrach in einem Augenblick. Und übrigblieb: ein Mensch im Staub (Hi 2,8). Ein Mensch, der nur noch verzweifelt fragt.

Hiob steht exemplarisch für jene, die alles verloren haben. Für Menschen, die an Gräbern stehen – für die, die vom Leid gezeichnet sind, die keinen Sinn mehr finden, aber trotzdem weiteratmen, atmen müssen. Am Ende des Kirchenjahrs – gehen wir in Resonanz mit dem Sterben, auf Tuchfühlung mit unserer Endlichkeit.

Vor 80 Jahren endete der Zweite Weltkrieg, das in der Gewaltgeschichte dieser Welt wohl größte Unglück für die Menschheit. Rund 3,5 Prozent aller damals lebenden Menschen auf diesem Globus kamen um. Es bietet sich heutzutage vielleicht die letzte Gelegenheit, gemeinsam mit jenen zu gedenken, die den Mai 1945 noch selbst erlebt haben.

Heute, am Volkstrauertag, hören wir Hiobs Stimme.

1. Das Schweigen

Die Vergänglichkeit, die uns heute am Volkstrauertag in ihrer brutalsten Form, dem gewaltsamen Kriegstod, begegnet, wird im Buch Hiob für jeden Menschen als Wirklichkeit beschrieben. Am Anfang des Leidens steht das Schweigen. Sieben Tage und sieben Nächte sitzen Hiobs Freunde bei ihm – und sagen nichts. „Denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war“ (Hi 2,13). Wie schwer ist das, liebe Gemeinde – einfach da zu sein, nicht zu erklären, nicht zu trösten, nicht zu sagen: „Kopf hoch, es wird schon wieder.“ Denn es wird nicht wieder. Nicht so. Nie wieder so. Das Leid lässt sich nicht schönreden. Manchmal ist Schweigen das Einzige, was angebracht ist. Ein Schweigen, das aushält, das nicht zudeckt, sondern bleibt. So wie Gott bleibt – auch wenn wir ihn nicht verstehen.

2. Die Klage

Doch Schweigen allein trägt nicht. Irgendwann muss das Herz sprechen dürfen. Und Hiob beginnt zu reden – mit Gott, gegen Gott, voller Zorn, voller Schmerz. Er klagt. Er verlangt, in Ruhe gelassen zu werden (Hi 14,6). Er hält Gott sein Leid hin wie eine offene Wunde. „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe; er geht auf wie eine Blume und welkt, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht“ (Hi 14,1-2). So spricht einer, dem alles entgleitet. Und doch: Mitten in dieser Klage taucht ein anderes

Bild auf – das vom Baum, der wieder ausschlägt. „Denn ein Baum hat Hoffnung, auch wenn er abgehauen ist; er kann wieder ausschlagen“ (Hi 14,7).

Hiob sieht den abgehauenen Stamm, doch er weiß: vom Geruch des Wassers her kann er wieder Zweige treiben wie eine junge Pflanze und wieder grünen (Hi 14,9). Ein kleiner Hoffnungsschatten fällt in seine Worte. Er sagt: *Vielleicht ist es mit dem Menschen doch so wie mit dem Baum. Vielleicht gibt es ein Erwachen. Vielleicht hält Gott mich fest – auch im Dunkel.*

3. Die Wende

Und dann kommt dieser erstaunliche Satz: „Du würdest rufen, und ich dir antworten; es würde dich verlangen nach dem Werk deiner Hände“ (Hi 14,15). Plötzlich wendet sich die Blickrichtung. Nicht mehr der Mensch sehnt sich nach Gott – Gott sehnt sich nach dem Menschen. Nicht mehr der Beter ruft – Gott ist es, der ruft. Und Hiob erkennt: Ich bin nicht vergessen. Ich bin Werk seiner Hände, und Gott wird sich meiner erinnern. Vielleicht ist das der zarteste Trost im Buch Hiob: Dass wir selbst dann, wenn wir Gott nicht mehr finden, von ihm gefunden werden. Diese Ambivalenz ist kein Makel unseres Glaubens, den es zu überwinden gilt. Im Gegenteil: Sie ist es, die uns überhaupt erst zum Glauben reizt – Gott suchen und ihn vermissen, und ja, wie bei Hiob, ihn zuweilen auch auf Distanz halten.

4. Die Begegnung

Am Ende erscheint Gott. Nicht als sanftes Säuseln (wie bei Elia), sondern im Sturm (Hi 38,1). Und er gibt keine Antwort, keine Erklärung. Sondern er fragt: „Wo warst du, als ich die Erde gründete?“ (Hi 38,4) Er stellt das Schicksal des einzelnen in den so viel größeren Zusammenhang mit dem Schicksal der Welt. Nicht um zu demütigen, sondern um den Blick zu weiten. Gott rückt Hiob hinein in den großen Zusammenhang der Schöpfung. Und Hiob erkennt: Ich bin Teil eines Ganzen, das größer ist als meine Fragen. Er sagt: „Vom Hörensagen hatte ich von dir gehört; aber nun hat mein Auge dich gesehen“ (Hi 42,5). Und in diesem Schauen liegt ein erster zarter Frieden. Nicht, weil alle Fragen gelöst wären, sondern weil sie gehalten sind – in Gott selbst.

5. Die offene Frage

Das Buch Hiob... das fast wie ein Märchen begann... „Es war ein Mann im Lande Uz, der hieß Hiob...“ endet auch ebenso märchenhaft: „Und Hiob lebte danach 140 Jahre... und starb alt und lebenssatt“. Am Ende des Buches Hiob steht kein Sieg, kein Beweis, keine Lösung der Leidfrage. Es bleibt das offene Fragen – und das Vertrauen, dass Gott dieses Fragen aushält. Dass er nicht zürnt, wenn wir ihn anschreien. Dass er uns nicht verstößt, wenn wir an ihm zweifeln. Das ist vielleicht das größte Wunder: Ein Gott, der sich klagen lässt, der bleibt – auch unter Anklage. Es ist ein Gott, der die Schuld in ein Bündel legt und sie übertüncht mit Barmherzigkeit (Hi 14,17).

So spricht Hiob – und ahnt schon den Gott, der sich eines Tages selbst in das Leid hineinbegibt.

6. Leben mit den Fragen

Wir leben – mit den offenen Fragen, mit den Wunden, die nicht verheilen,
mit den Namen, die wir heute hier und an so vielen Orten im Land auf den Friedhöfen
und an den Ehrenmalen lesen, mit der Hoffnung, dass sie nicht vergessen sind.

Hiob lehrt uns, dass Glauben kein Besitz ist, sondern ein Weg durch die Nacht.
Dass Klage und Vertrauen sich nicht ausschließen, sondern zum Gebet werden können.
Mag der Weg solchen Gottvertrauens schwer sein im Leid, er lohnt sich.

„Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn.
Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn“ (Röm 14,8).
– Nicht, weil wir alles verstehen, sondern weil wir gehalten sind.

7. Schluss – Rilke

Rainer Maria Rilke hat dafür Worte gefunden, die etwas von Hiobs Tiefe einfangen
und zugleich unsere eigene innere Bewegung spiegeln: am Ende eines Kirchenjahres, am
Rand des Lebens, am Rand des Verstehens:

*„Ich möchte Sie, so gut ich es kann, bitten, Geduld zu haben gegen alles Ungelöste in Ihrem
Herzen und zu versuchen, die Fragen selbst liebzuhaben, wie verschlossene Stuben und wie
Bücher, die in einer fremden Sprache geschrieben sind. Forschen Sie jetzt nicht nach
Antworten, die Ihnen nicht gegeben werden können, weil Sie sie nicht leben könnten. Leben
Sie die Fragen. Vielleicht leben Sie dann allmählich, ohne es zu merken, eines fernen Tages
in die Antworten hinein.“*

Die Fragen bleiben und haben ihre Berechtigung: Gott ist: Gut? Böse? Gerecht? Unfair?
Grausam? Lieb?

Gott ist! Und ich darf mich voller Vertrauen hineinnehmen lassen in den Strom seines
Seins.

Und dieser strömenden Friede Gottes, der höher und größer ist als all unsere
menschliche Vernunft, er bewahre unsere fragenden Herzen, in Christus Jesus.

Amen.